

Der Krieg hat lange genug gedauert, um den Neutralen die Augen darüber zu öffnen, wo sie ihre wahren Freunde und Feinde zu suchen haben. Die hochmütige Rede Lord Derbys werden sie richtig auslegen als das, was sie ist, als eine Stimme der Drohung aus dem Lager der unerbittlichen Kriegsverlängerer.

Ein Trost ist es, obschon ein schwacher, daß nicht alles in England denkt wie diese Kreise; immerhin ist es, auch für die Neutralen, ein Hoffnungsstimmer. Es gibt Stimmen, die vor der Welt Zeugnis davon ablegen, daß Vernunft und Gerechtigkeit auch in England noch animer den Mut zu sich selbst haben. Die Dinge liegen so, daß Vernunft die Sprache der Gerechtigkeit und Gerechtigkeit die Sprache der Vernunft sprechen muß. Ihr bezeugen wir in den Worten, die aus einem Grabhügel zu unseren Ohren bringen, der vor weniger Tagen aufgeworfen worden ist. Die Worte Lord Courtneys, der im Hause der Lords zusammen mit Lansdowne, Doreburne und Buxton die Ehre Englands reitet, atmen feierlichen Ernst. Der vom Leben Abschiednehmende wiegt jeden einzelnen seiner Sätze auf der Goldwaage ab. Er legt den Fall, Deutschland habe versagt und Amerikas Hilfe sei eingetroffen. Was dann? Deutschland könne nicht hinter den Rhein zurückgeworfen werden. Was für einen Zweck könnte es weiterhin haben, die Jugendbildung und das Christentum in Europa hinzupflegen? Für die klugen und gewissenhaften Männer des Landes sei die Zeit gekommen, aufzustehen und ihr Volk aus den Feldschlachten nach den Herzen der Menschen und nach der Zukunft zu führen. Die Zukunft, wie Lord Courtney sie meint, liegt im Herzen der Menschen. Auch das ist eine „einheitliche Friedensfront“, aber nicht die Lord Derbys. Es mag sein, daß in nicht zu ferner Zeit das England Courtneys und Lansdownes mit dem England Lloyd Georges und Derbys den Kampf um die Zukunft ausfechten wird. Doch wir sowohl wie die Neutralen täten bis dahin schlimm, zu vergessen, daß es noch das England Lloyd Georges und Derbys ist, dem wir gegenüberstehen.

Wer hat den Krieg verschuldet?*)

Von Heinrich Marzall.

Budapest, 17. Mai.

Wenn etwas auf Erden muß die Wissenschaft hoch über dem Getümmel der Parteien, der Konfessionen, den mit einander jetzt bis ans äußerste kämpfenden großen Völkerbündnissen stehen. Soll die Geschichte eine Wissenschaft sein, so muß sie, wie ihre glücklicheren, dem Kampfgewühl ferner stehenden Schwestern, nach Wahrheit trachten und forschen. Wirklichkeit ist ja ihr eigenes Wesen.

Da hat man die Frage aufgeworfen, wie nach dem Kriege die ganze Wahrheit zum Durchbruch kommen könne, da ja Gelehrte, Schriftsteller und Politiker eines jeden Landes bestrebt sein werden, das Recht des eigenen Vaterlandes ins klare Licht zu stellen und das des Gegners möglichst zu verbunkeln. Von Schriftstellern und Politikern sprechen wir hier nicht. Der Gelehrte aber weiß, daß er seinem Vaterlande, ebenso wie der Wissenschaft, Wahrheit schuldet, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit. Halbe Wahrheit ist die fruchtbarste Erzeugerin der unversäffelten Lüge, gefährlicher als diese, weil schwieriger zu entdecken.

In England hat sich ein Schriftsteller von rühmlichem Rufnamen gefunden, seinem eigenen Volke in aller Offenheit die Wahrheit von dem britischen Schuldanteil

*) Truth and the War. By E. D. Morel. London at the National Labour Press Ltd.

am Weltkriege auf den Kopf zuzufügen. „Wahrheit und Krieg“ lautet der Titel des Bekennerbuchs, und den Namen seines Verfassers kennt die Welt von der Verfolgung her, die er wegen seiner kriegsfeindlichen Gesinnung zu erdulden hatte. Dieser Mann, E. D. Morel, wollte seine Ansicht über das, was er für die Wahrheit über den Krieg ansieht, in einem Freundeshänden anvertrauten Brief an Romain Rolland gelangen lassen. Der Brief wurde in England abgefangen und sein Schreiber zu sechs Monaten Kerkerhaft verurteilt. Den Mut aber, auch noch sein Buch durch die Zensur unterdrücken zu lassen, hat man nicht mehr ausgebracht. In diesem Buche nun weist Morel nach, daß der Weltkrieg eigentlich eine Folge der halben Wahrheiten ist, die das liberale Regime in England seit seinem Amtsantritte 1905 dem eigenen Lande und der Welt vorgespiegelt hat. England hatte sich seit dem Burenkrieg von Deutschland abgewendet. Es suchte und fand Verbindung mit Italien, dann mit Frankreich, endlich auch mit seinem alten Gegner Rußland. Schon seit 1906 fanden „Besprechungen“ zwischen den französischen und englischen Generalstäben statt. Es war kein förmliches, wohl aber ein geheimes Bündnis, in das nicht einmal alle Mitglieder des Kabinetts eingeweiht waren.

Diese Neugruppierung der Großmächte kam auf der Konferenz von Algieras zuerst zur Geltung. Frankreich wollte das bis dahin unabhängige Marokko an sich bringen. Die Reise des Deutschen Kaisers nach Tanger war ein durchaus gerechter Protest gegen dieses Vorhaben. Auf der Konferenz aber konnte Deutschland nur auf Oesterreich-Ungarn rechnen, — Italien „als Bundesgenosse“, dem man ja schon Tripolis zugesagt, hatte sich zur Gegenpartei geschlagen. Zwar wurde die Souveränität des Sultans von Marokko nominell noch bestätigt, tatsächlich aber begann Frankreich die Besetzung des Landes. Es war dies der erste große Vertragsbruch des Jahrhunderts, der alle anderen nach sich zog. Die englische Regierung stand dabei Gebatter, und als Deutschland 1911 den „Panther“ nach Agadir sandte, um zu bedeuten, daß es bei der Lösung der Frage ebenfalls ein Wort zu sprechen habe, drohte England, trotz aller Verträge, mit Krieg.

Es war auffallend, daß Deutschland und Frankreich während dieser Krise ruhig blieben, während Lloyd George in die Kriegsspoils des Biles. In Frankreich war nach dem unruhigen Delcassé, der 1904 die geheimen Verträge über Marokko abgeschlossen hatte und mit König Edward VII. über die Prinzipien der Entente übereingekommen war, „dessen Persönlichkeit eine der störendsten für die europäische Ruhe gewesen ist“, der friedliche Caillaux aus Kader gekommen. Der Deutsche Kaiser wollte Frieden, wie auch der belgische Gesandte in Paris in seiner Depesche vom 28. Juli 1911 hervorhebt. „Desto geringeres Vertrauen habe ich“, so setzt er fort, „in die friedlichen Neigungen Großbritanniens, das nicht ungern sieht, wenn sich andere zerfleischen. Doch müßte es in diesem Falle auch militärisch einschreiten.“ Sir Edward Grey war in dieser Frage französischer als Frankreich, und wenn es dennoch nicht zum Kriege kam, war es hauptsächlich der Nachgiebigkeit Deutschlands zu verdanken. Die Spannung aber blieb.

Dies war also das erste Stadium der Einkreisungspolitik. Das offizielle England ist friedlich. Asquith, Lloyd George, Lord Haldane und Churchill erschöpfen sich 1908—1910 vor dem Parlament in Redensarten, um zu beweisen, daß ein Krieg zwischen England und Deutschland unmöglich ist und dazu gar kein Grund vorhanden sein könne. Ja, das Heer wird reduziert und auch die

Flotte im Friedensstand gehalten... Selbstverständlich, man ist ja der Hilfe Frankreichs und Rußlands gewiß. Was man aber nicht sagt, ist, daß man, wenn auch nicht durch einen offenen Vertrag, an Frankreich gebunden ist, und ihm sogar schon eine Hilfe von 200.000 Mann in Belgien zugesagt hat. Diese „ungeführte Verpflichtung“ hat Sir Edward Grey erst am 3. August 1914 vor dem Parlament eingestanden. Dies war also der erste Betrug, den Sir Edward Grey, das Foreign Office und sein Anhang an England begingen. „Sie haben die Nation in eine paradiesische Ruhe eingelullt, und in ihrem geheimen Kurs von Reduktion der Armeeausgaben gesprochen, als sie, ihrer Politik gemäß, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht hätten fordern müssen.“

Um die Spannung nach der marokkanischen Krise zu lindern, wurde Lord Haldane, eines der Mitglieder des Kabinetts, das in die geheimen Verpflichtungen eingeweiht war, nach Berlin geschickt. Er ist des Lobes voll über seinen Empfang, über alles, was er gesehen und erfahren. Nach seiner Rückkehr ertönen die Friedensschallmeinen aufs neue. Das Wesen seiner Mission war aber, sich nicht binden zu lassen, — man war ja schon gebunden. Deutschland wünschte sich Englands Neutralität zu sichern und war bereit, für diesen Fall selbst sein Flottenprogramm zu ändern. Die Versicherung aber konnte nicht gegeben werden, obschon sie der Reichskanzler zuletzt nur für den Fall forderte, wenn Deutschland den Krieg aufgezogen würde. Dies alles wird erst aus den späteren, während des Krieges gehaltenen Reden Sir Edward Greys und Asquiths ersichtlich, — bis dahin mußten Parlament und öffentliche Meinung in England nichts davon. Nach der Meinung des Verfassers hätten auch die Liberalen — denn die konservative Opposition war ja imperialistisch — das möglichste getan, um den Krieg zu hindern. Dies war also der zweite, der entscheidende Betrug.

Die Mitglieder des Kabinetts, die von den Besprechungen nichts wußten, drohten mit ihrem Austritt, als Sir Edward Grey am 3. August erklärte, daß die nationale Ehre das Einschreiten zugunsten Frankreichs erfordere, und wollten resignieren. Nur der inzwischen bekannt gewordene Einmarsch der Deutschen in Belgien vermochte sie davon abzubringen. Lord Morley, John Burns und Sir Ch. Trevelyan blieben aber dennoch ihrem Vorsatz treu und traten aus. Die Okkupation Belgiens hat also die öffentliche Meinung in England für den Krieg gewonnen, aber die Ursache der Kriegserklärung war sie, wie so viele meinen, nicht. Sir Edward Grey hat schon am 1. August dem deutschen Botschafter die Versicherung der Neutralität verweigert, auch für den Fall, daß Belgien nicht angegriffen würde, und schon am 2. August Frankreich den Schutz der englischen Flotte zugesagt. Am selben Tage aber schrieb Bonar Law, der Führer der Opposition, an den Premierminister, es wäre tödlich für die Ehre Britanniens, wenn es jetzt zögerte, Frankreich und Rußland zu helfen.

Das Geschrei, daß Deutschland in seinem Uebermut die Kriegsgurie entfesselt habe, ist also leeres Gewäsch, Lüge. Dies ist die zweite, breit ausgeführte und stets wiederholte These des Buches. Besonders wird diese Friedensliebe Deutschlands hervorgehoben in dem schönen Appell an Präsident Wilson, der 1915 in der New York Tribune veröffentlicht wurde. Man weiß, wie der Präsident für den Frieden arbeitete, doch tut die Naivität des Verfassers seinem guten Glauben keinen Abbruch. Deutschland ist die einzige Großmacht, die seit 1870 keinen Krieg geführt und auch die übrigen, selbst um den Preis von Opfern, in Frieden gehalten hat. Diese Friedensliebe

Kaisers und Mehrere seines Reiches in Asien und Afrika wird ihm in Anhang sogar ein ehernes Reiterstandbild errichtet. Während seines Afrikazuges bringt er bis tief nach Rubien vor, wo ihm — ein im Roman sich mehrere Male wiederholender Zug — die überraschende Entdeckung widerfährt, daß seine Mutter, die Negerin Zebiba, eine sudanische Königstochter sei. Dann läßt man ihn bis in das ferne Zunderland ziehen und gegen das große Reich mit wenigen Mannern siegreiche Kämpfe bestehen. Seine Heldenaufbahn beschließt endlich ein Zug nach dem von Feinden bedrängten Rom, wohin er, vom hilfesuchenden Kaiser dringend gerufen, von Konstantinopel her „durch Wästen“ (!) zieht. Als Lohn dieser Rettungstat wird ihm die Schwester des Herrschers von Rom, zugleich Nichte des griechischen Kaisers, als Gattin geschenkt. Der arabische Held des Romans ist nicht Monogam, so sehr er auch seine Abta in einem in seinen Diwan aufgenommenen Gedicht dessen versichert.

So hat man den Bahard der Wüste zu einem weltgeschichtlichen Héros und Uebermenschen gestaltet, der in die großen Weltkämpfe des Mittelalters allethalben entscheidend eingreift. Die Komposition des Romans schaltet frei mit Raum und Zeit; Anachronismen und geographische Unmöglichkeiten fesseln die Ueberlieferer nicht an. In den Frankenkämpfen sind, wie S. E. L. L. Scharfmann nachweist, die Kreuzfahrerkriege vorgebildet, zugleich ein sicherer Anhaltspunkt für die Bestimmung des terminus a quo der Redaktion. Die fränkischen Helden, denen sich Antar in diesen Episoden stellt und die er in der Regel in wunderbarer Weise besiegt, führen zumeist korrekt gebildete (zum Beispiel auf Herr auslautende) fränkische Namen, die — wie S. E. L. L. zeigt — nicht immer frei erfunden, sondern durch die arabische Umlautung und Umschreibung entstellte, jedoch historisch beglaubigte Namenformen sind, die er mit philologischem Takt auf ihre korrekten Urformen zurückführt. Im Gange dieser Untersuchungen gelangt ihm mancher köstliche Fund. Es ist eine wiederholt hervortretende Pointe in solchen romantischen Erzählungen, daß durch Antar im Zweikampf besiegte ebenbürtige Gegner als seine Söhne erkannt werden, die er während der Züge durch aller Herren Länder zurückgelassen hatte; eine Eigentümlichkeit, für

die S. E. L. L. Analogien aus verschiedenen Gebieten beizubringen weiß. So wird der fränkische Held Dschufaran, den Antar im Zweikampf besiegt, als Sohn deselben erkannt. In diesem Dschufaran stecke kein Geringerer als Gottfried von Bouillon, dessen altertümliche Namensform (Geoffroy) jene arabische Umlautung erfahren habe, ein Beweis mehr für die unersättliche Maßlosigkeit jener romantischen Märchenschmiede.

In den bis zu seinem redaktionellen Abschluß durch vielerlei Hände gegangenen Roman sind auch zahlreiche Episoden eingeflochten, die unverkennbar die Marke der Schulweisheit und Pedanterie tragen. So läßt man zum Beispiel durch das ganze Werk in denkbar naivster Auffassung einen religiösen Einschlag ziehen. Seine abschließende Gestaltung hat es ja in Kreisen erfahren, für die das alte heidnische Ideal der Ritterlichkeit nur dann wirklichen Wert gewinnen konnte, wenn es zugleich vom Nimbus religiöser Bedeutung umstrahlt ist. Die muhammedanische Legende hat ja auch Alexander den Großen zum Muslim gemacht. Aus diesem Gesichtspunkt ist der noch in heidnischer Umgebung emporgewommene ungeschlagte Wüstenheld zum Borkämpfer des Propheten geformt worden. Man läßt ihn nicht nur mit seiner nie versagenden Winge M. Zami („die Dürstende“, berühmte Schwärmer führen auch hier individuelle Namen gleich dem Balmung Siegfrieds und dem Durandal Rolands) im Zweikampf gegen gefährliche Gegner obliegen, ja sogar alleinstehend dicke Phalangen niederringen: es wird ihm episodeweise auch die Rolle des streitbaren Religionspolemikers verliehen, der das Heidentum und andere bereinigte Gegner des Propheten mit monotheistischen Argumenten zuschanden macht und als Herold Muhammeds vor dessen Erscheinen die Kämpfe des jungen Islams vorwegnimmt. S. E. L. L. hat sogar, seine Nuancen dieser Disputationen aufspürend, die Stelle nachgewiesen, in die man den Lehrinhalt dieser theologischen Episoden unter den reichen Schattierungen des Islams einordnen könnte und dadurch greifbare Anhaltspunkte für das Entstehungsmilieu mindestens dieser Episoden des Romans gewonnen.

Aber auch noch andere Spuren der schulmeisterischen Mitwirkung. Es gibt kaum ein Volk, das der Eleganz und dem Reichtum seiner Sprache mehr Bewunderung zuwendete als das arabische. Fast könnte man sagen, daß sie ihm als die absolute Sprache gilt, die alle Vollkommenheiten des Gedankenausdrucks vereint, deren Splitter in den übrigen Sprachen der Menschheit zerstreut erscheinen. Dieser Sprachchauvinismus erfüllt das Bewußtsein der Gebildeten ebenso wie das der niedrigeren Bildungssphären, unter diesen im höchsten Grade das stolze, auf die Lebensart und Gesinnung der Ansässigen mit Geringschätzung herabblühende Wüstenvolk. Um unter diesen Volksgenossen als „Vollkommener“ zu gelten — so dachten wohl die an der Auffüllung des Romans beteiligten Sprachmeister —, müsse Antar auch als Philolog hervortreten, in den verschlungenen Gängen seiner reichen Sprache gründlich Bescheid wissen. Ehe er zum Dichtertourier zugelassen wird, aus dem er auch als Sieger hervorgeht — sein Preisgedicht, das wir bis zum heutigen Tage studieren, wird in Goldbuchstaben an die Pforte der Kaaba geheftet —, läßt man ihn ein herzlich naiv gedachtes philologisches Zertamen bestehen, das die wir nicht bewunderte reiche Synonymik des arabischen Sprachschatzes zum Gegenstande hat. Vorüber seinerzeit der berühmte österreichische Orientalist Sammerburgstall die Gesellschaft des Fürst Metternich'schen Salons belehrte (die Entlein des Fürsten schildert die Situation mit ergötzendem Humor), läßt man Antar vor der Wüstenjume paradien. Er muß die schier endlose Synonymik des Schwertes, des Speeres, des Panzers, des Kamels u. a. m. herlagern in einer Sprache, deren Nationalphilologen für die Bezeichnung des Löwen an 500, für die der Schlange an 200 Parallelbenennungen nachweisen konnten.

Nur einen annähernd faßbaren Begriff könnte man den für die Reize der arabischen Erzählungsprosa nicht durch einige Sprachkenntnis Empfänglichen von der formellen Schönheit der Darstellung dieser romantischen Erzählungen bieten. Durch die Texte zieht in bunter Abwechslung, eher mit erzählend anregender als etwa ermüdender Wirkung der aus den Makamen bekannte Prosareim, der sich je nach seiner verschiedenartigen Pointierung

wurde durch die Erfahrungen von Marokko und durch die Drohungen der französischen, der russischen, insbesondere der englischen Northcliffe-Presse, vor allem jedoch durch die mächtigen Rüstungen Frankreichs und Russlands zwar gemindert, hielt aber doch bis zu der allgemeinen, verleugneten Mobilisation Russlands stand. Lloyd George selbst hat noch 1908, ja noch am 1. Januar 1914 erklärt, daß Deutschland von so vielen mächtigen Feinden umgeben, bis auf die Zähne gewaffnet sein müsse. Was früher eine Tugend war, könne jetzt keine Sünde sein. Er finde Deutschland nichts vorzuwerfen als die Vergewaltigung Belgiens.

Die Rüstungen, sowohl zu Land als zur See, werden dann einzeln erörtert, und bewiesen, daß Frankreich und Russland mehr auf sie verwendet haben als Deutschland und Oesterreich-Ungarn zusammen. Italien mußte man nicht mitzählen, — wußte England ja nur zu gut, daß es, „in seiner leichtsinnigen Behandlung der Verträge“, nur dem Namen nach zur Tripelallianz gehöre. England und seine Verbündeten aber haben für ihre Flotte von 1905 bis 1914 697 Millionen Pfund ausgegeben, gerade das Dreifache der Ausgaben Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zusammengekommen. Nicht Deutschlands Uebermut und Herrschsucht, sondern diese ungeheuren Rüstungen und die durch sie entstandene allgemeine Angst haben die Welt in dieses Unheil gestürzt.

Unter dem Titel: Wahrheit oder Fiktion? schreibt Morel über die unmittelbare Ursache des Krieges, die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand: „Nehmen wir an, daß nach Reibungen zwischen der indischen Regierung und Afghanistan, hervorgerufen durch Fehler beiderseits, der Prinz von Wales in einer Stadt nahe zur afghanischen Grenze ermordet worden wäre, und die indische Regierung die richtige oder unrichtige Ansicht gefaßt hätte, daß afghanische Agenten die Urheber des Verbrechens sind: wäre die britische öffentliche Meinung nicht ebenso wütend gewesen, wie die österreichisch-ungarische es nach Sarajewo war? Wäre die britische Regierung unter solchen Umständen zu einer Konferenz gegangen? Und hätte ein Verbündeter Großbritanniens, dessen Sicherheit von der unsrigen abhängt, den Bruch riskiert durch die Forderung, dies doch zu tun? Besonders wenn die Macht, welche nach Großbritanniens und seines Verbündeten Meinung für die Haltung Afghanistans moralisch verantwortlich ist, drohend für Afghanistan Partei nimmt, unter dem Vorwand, daß sie stammesverwandt mit den Afghanen ist.“ Diese Bemerkung bedarf keiner Erklärung.

Ueber Serbien ist der Verfasser nicht so gut zu sprechen wie seine Landsleute und die Franzosen. „Wir sind bereit zu vergessen, daß seine Sache die eines kleinen Staates ist, der auf Kosten des mächtigen Nachbarn wachsen möchte“, auch weist er dann auf die serbischen Untriebe in Ungarn, wie auf die russischen in Galizien hin.

Die Kriegsheker haben seit Homer Leas berühmtem Buche über die Schiffsalzstunde der Angelsachsen kein stärkeres Argument zum Beweise von Deutschlands Herrschsucht gefunden, als die Angabe, Oesterreich-Ungarn sei Potsdams untertäniger Vasall geworden. Diese Angabe wird von der in ausländischen Sachen ganz unwillkürlich öffentlichen Meinung in England und Amerika gern geglaubt und in der Kriegsliteratur oft ausgeschrotet. Morel tritt auch dieser Fiktion mit kräftigen Worten entgegen. Er meint, daß im Gegenteil eher Deutschland von der Politik des Wiener Kabinetts mitgerissen werden könne. „Daß eines so willensstarke und hervorragende Persönlichkeit, wie der ungarische Premier Graf Tisza, der in der Politik der Doppelmonarchie eine so große Rolle gespielt hat, sich einer Potsdamer Diktatur unterwerfen würde, ist geradezu absurd.“ Eine solche Sprache über diesen Staats-

mann ist um so höher zu schätzen, als er in englischen und französischen Kriegsbüchern (z. B. bei Seton-Watson und Ernest Daudet), ebenso ungerecht als unwahr, als Preußenfeind und einer der Verursacher des Krieges hingestellt wird.

Aber Deutschland hat im Burenkrieg eine Koalition gegen England organisiert wollen? Die Nowoje Wremja im März 1914 schreibt auf Grund eines Interviews mit Graf Witte, daß Russland und Deutschland vereint zur Teilung Oesterreichs schreiten könnten. Der Verfasser meint, es wäre ein Versuch gewesen, Oesterreich-Ungarn von Deutschland abzuwenden, und setzt fort: „Der Vester Lloyd in seiner Nummer vom 29. März 1914 reflektiert auf diesen Artikel und bestätigt, daß Russland Deutschland eine Allianz angeboten habe. Nur war der dritte Staat nicht Oesterreich, — sondern England. Damals war Graf Lobanoff, ein Freund der Doppelmonarchie, am Ruder.“ Der Plan ward wegen der Opposition Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, die nicht gegen England wirken wollten, zunichte.

Die wahre Ursache des Krieges ist weder Elsaß-Lothringen, noch Serbien, noch Polen, sondern der, als unheilbar erscheinende Bruch zwischen England und Deutschland. Vielleicht erinnern sich unsere Leser, daß ich vor einem Jahre beinahe wörtlich dasselbe geschrieben habe. Es ist Brotneid mit Furcht gemengt, der den Haß gegen die Deutschen so angefacht hat. Morel kämpft gegen diesen Haß an. Er meint, daß Deutschland, um seine stets anwachsende Bevölkerung ernähren zu können, auf Kolonien und auf den offenen Markt aller Weltteile angewiesen ist. Diesen Weg dürfe ihm England nicht versperren, es müsse seiner Seeherrschaft entsagen und dafür die Konkurrenz in Handel und Gewerbe mit wissenschaftlichen und technischen Fortschritten, insbesondere aber mit einer Demokratisierung seiner äußeren Politik aufnehmen. Nur so, nicht durch die „Zermalmung“ Deutschlands sei ein wahrer Friede zu erreichen.

Wir können den ganzen, reichen Inhalt des Buches nur andeuten. Es wird immer eine Ehre für den Verfasser sein, es geschrieben zu haben. Herr Morel hat für seine Ueberzeugung eine sechsmonatige Kerkerstrafe erleiden müssen; aber wenige Menschen sind so glücklich, für eine so gute Sache gelitten zu haben als er. Im Kampfe für die Wahrheit wird er Verbündete finden bei allen, denen die Wahrheit höher steht als das Vorurteil.

Die Macht der Autorität.

Von Friedrich Bloch.

Budapest, 17. Mai.

Die Richtigkeit von Lord Bolingbrokes schönem Worte: „Die Geschichte ist die Beispielschule der Menschheit“ läßt sich nicht bestreiten. Allein wie die Zahl der Anaphorabeten noch vieler Orten eine sehr beträchtliche ist, so meiden noch immer sehr viele den Besuch von Lord Bolingbrokes Schule. Daher mag es rühren, daß sie in kritischen Tagen sich kaum zurechtfinden können und vergebens den Ausweg aus dem für sie bedrängenden Gefahren erpähnen, während die Kenntnis der Vergangenheit ihnen stets den besten Führer abgeben könnte.

Von blindem Haß geleitet, von unbändigem Rachegelüste betört, von gewissenlosen Hezern verführt, mag das französische Volk nicht die nur schüchtern sich hervorwagende Stimme der Vernunft, den Ruf der Menschlichkeit, das Wort der Wahrheit hören. Es ist aufs tiefste zu beklagen, daß es in Frankreich keinen Mann von anerkannter Autorität gibt, der sich in den Riß zu stellen magte und mit rüchhaltigen Freimut und männlicher Entschlossenheit den selbstsüchtigen, pflichtvergessenen

Kriegsschützern ein „Halt“ geböte, dem irreführenden, bedauernswerten Volke das Vergebliche seines unablässigen Ringens, die Nutzlosigkeit seiner unendlichen Blut- und Geldopfer überzeugend klarlegte!

Wie ein Mann von solchem Ansehen in ähnlicher Lage sein Volk und sein Vaterland vor dem Zusammenbruch zu retten vermag, das haben gerade die Franzosen während ihres letzten großen Krieges mit Deutschland zu ihrem Heile erfahren.

„Wir opfern nicht einen Zoll von unserem Lande, nicht einen Stein von unseren Festungen,“ erklärte Jules Favre vier Tage nach der Waffenstreckung bei Sedan mit Emphase in seinem Rundschreiben an die Mächte Europas, und diesem Grundsatz getreu nahm er die Bedingungen Bismarcks für die Gewährung eines Waffenstillstandes nicht an, da er selbst die vorübergehende Uebergabe Straßburgs, Toul und Bitsch nicht zugestehen wollte oder konnte. Und die nach Toul übergestellte Regierung erklärte in ihrer Verordnung vom 24. September: „Preußen hat, um einen Waffenstillstand zu bewilligen, zu fordern gewagt die Uebergabe von Straßburg, Toul und vom Mont-Valérien. Lieber würde Paris sich unter seinen Trümmern begraben lassen. Auf unverschämte Forderungen antwortet man in der Tat nur durch den Kampf bis aufs Messer. Frankreich nimmt diesen Kampf an und zählt auf alle seine Kräfte.“

Und so begann dann der Kampf bis aufs Messer. Allein das Kriegsglück läßt sich nicht erzwingen. Gambettas und Freycinet's Kriegsführung ward im Laufe der harten, schweren Kämpfe auf der ganzen Linie geschlagen. Im Oktober hatte Gambetta gehofft, die Regengüsse des November würden die „Barbarenhorden“ hinwegschwemmen vom „geheiligten Boden“ Frankreichs, im November hoffte er, der eilige Winterhauch des Dezember würde die „Eindringlinge“ erstarren machen, im Dezember tröstete er auf den Januar als den Monat des Sieges und der Rache, und als er nach den Tagen von Le Mans und Montbéliard am 19. Januar in Lille erschien, wagte er am Tage von St. Quentin vor der zerknirschten Bevölkerung zu sagen (man glaubt einen Führer der Entente zu hören): „Die Provinzen Deutschlands sind menschenleer, alles, was dort denkt, handelt, arbeitet, die Ehemänner, die heranwachsenden Jünglinge selbst, alles steht dort unter Waffen, der Handel hat überall aufgehört. Ist es in Frankreich ebenso? Ist in Frankreich das Gesellschaftsleben erloschen? (Eine dreiste Frage einige Tage vor dem Falle von Paris.) Es ist gestört, aber nicht unterbrochen, noch abgestorben. Seid gewiß, wenn die Deutschen in drei Wochen noch auf französischem Boden stehen, sind sie verloren. Folglich muß der Widerstand fortgesetzt werden, denn wir haben vor uns eine Zukunft, die unser Mißgeschick rächen und heilen wird.“

Vier Tage danach schrieb Jules Favre an Gambetta: „Das Drama geht zu Ende. Vor der Katastrophe kann uns nichts mehr retten,“ denn an dem Tage, an dem Gambetta so siegesbewußt sprach, war der langeschneite Ausfall aus Paris schlagig gescheitert. Unter dem Eindruck dieser Niederlage erbat sich Favre von Bismarck im geheimen die Gunst einer neuen Unterredung, um die unterbrochenen Unterhandlungen wieder aufzunehmen. Sie wird ihm sofort gewährt. Am nächsten Tage schon fand die Zusammenkunft der zwei Staatsmänner statt. Offen, wie immer, erklärte Bismarck auf die Bemerkung Favres, er komme, um die Unterhandlungen von Ferrières wieder aufzunehmen: „Die Lage ist nicht mehr dieselbe und wenn Sie Ihren Grundsatz von Ferrières festhalten: pas un pouce, pas une pierre — so brauchen

ebenfalls für feierliche als für humoristische Situationen eignet. Der Stoff der in dieser Weise gestalteten Erzählungen ist mit größeren und kleineren Versäufungen verwebt — unsere Antarerzählungen umrahmen rund 11.000 Distichen —, eine Form, die aller orientalischen Erzählliteratur eine eigentümliche Stimmung verleiht. Die maßlosen Verühnungen der Helden, der überhöchswängliche Selbstverühmungen und der ihn begleitenden Paladine nach vollbrachten Bravouren, die Verühnung der Feinde, die Trauerlieder um gefallene Helden, schließlich um Antar selbst, den nach beendeter Romzug der Dold eines Beraters trifft, bilden reizvolle poetische Intermezze der Erzählungen und bieten der Aufmerksamkeit der Zuhörer von Zeit zu Zeit erwünschte Entspannung und ästhetische Labung.

Der ungewöhnlich breite Umfang, zu dem der Antarroman bis zu seiner definitiven Redaktion angewachsen ist (die erste, seit etwa fünfundsiebzig Jahren verfügbare Rairoer Druckausgabe faßt nicht weniger als 32 Bände), der komplizierte Charakter seiner episodentreichen Komposition, sowie die vielfältigen formellen, sachlichen und kritischen Fragestücke, die das Werk darbietet, hat die durch schwierige Probleme sonst eher ermutigte als abgeschreckte Gelehrsamkeit in diesem Falle nicht sonderlich angelockt, trotzdem seit fast einem Jahrhundert (1819) durch sporadische und zusammenhängende Uebersetzungsproben, deren umfangreichstes Erzeugnis jedoch kaum ein Drittel des Romans deckt, das belletristische Interesse auf diesen gelenkt war und seine Würdigung als eines der fesselhaftesten Produkte der Erzählliteratur befestigte.

Während seiner Orientreisen hat der Roman in der lebhaften Vortragsweise der gewerbmäßigen Märchen-erzähler das Interesse Lamartines erregt und eine eingehende Beschäftigung mit seinem Inhalt veranlaßt. Mit stierig sich steigendem Enthusiasmus hat er dann auf den Genuß hingewiesen, den er auch den Anprüfenden des europäischen Geschmacks bieten kann. Er findet ihn „episch gleichwie Homer, elegisch wie Gios, liebevoll wie Theokrit, philosophisch wie Salomo, ergötzend wie Ariost, rührend wie Tasso, weit anziehender als Tausend und Eine Nacht“. Dieser freilich überhöchswängliche Antarkultus Lamartines war nicht ohne Einfluß auf eine seither stets zu-

nehmende Beachtung des Antar in der französischen Belletristik und Literaturgeschichte. Selbst La Fontaine wurde durch die Schwärmerie Lamartines beeinflusst. Er stellt unseren Roman neben Chanson de Roland, das Schahname, die homerischen Epen als ebenbürtiges Produkt der Weltliteratur. Endlich konnte im Jahre 1910 ein von einem europäisierten Orientalen verfaßtes klassisches Antardrama in fünf Akten mit Erfolg über eine Pariser Bühne gehen und in Wort und Bild die Zeitungsliteratur beschäftigen.

Eine umfassende wissenschaftliche Analyse haben aber diese ästhetischen Impressionen bisher nicht veranlaßt. Um so mehr kann es uns Befriedigung gewähren, daß in Professor Sella ein über das zur Lösung der Aufgabe erforderliche philologische und kulturgeschichtliche Rüstzeug verfügender heimischer Gelehrter es mit Erfolg unternommen hat, diese Bände mit seiner trefflichen Antar-Monographie auszufüllen. Den Verfasser reizte zunächst ein seit Ad. Friedrich von Schack in „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien“ (1865) öfter angeschnittenes, jedoch einer entscheidenden Lösung nicht zugeführtes Problem: ob die arabischen Ritterromane (Antar ist ja nicht der einzige) auf die verwandte romanische Literatur von Einfluß gewesen sind. Hat man ja die Entwicklung der Institutionen des europäischen Rittertums selbst unter den Einfluß des Orients stellen wollen. Sella, durch seine Kenntnis der beiderseitigen, der arabischen und romanischen Ritterliteratur zum Studium dieser Frage besonders befähigt, tritt dem literarischen Problem nun aus dem speziellen Gesichtspunkt des Antarromans näher und kommt zu einem negativen, mindestens skeptischen Resultat.

Diese Einzelfrage erschöpft jedoch das Interesse nicht, das er dem Gegenstande seiner Monographie abgewonnen hat. Das Titelblatt bezeichnet die Absicht des Buches als „Studie zur vergleichenden Literaturgeschichte“. Dieser sich gestellten Aufgabe hat der Verfasser in hohem Maße entsprochen. Nach der kritischen Darstellung des Inhaltes des Riesenwerkes und des Verlaufes seiner komplizierten Haupt- und Nebenhandlungen, der inneren Analyse seiner Bestandteile auf den Einfluß und die Verarbeitung fremder (persischer, jüdischer, christlicher, afrikanischer) Sagenüberlieferungen, beschäftigt sich die

größere Hälfte des Buches mit fruchtbaren Untersuchungen über die rhetorischen und stilistischen Eigentümlichkeiten, die Topologie des Romans im Vergleich mit anderen orientalischen, romanischen und germanischen Erzählungen der Ritterliteratur. Es werden in gründlicher Forschung Typen von wunderbaren folkloristischen Zügen nachgewiesen, die den orientalischen und westländischen Heldenepiken gemeinam sind (wunderbare Geburt der Helden, das Motiv der Wunderschwerter, Urteilsglocken, Löwenkämpfe, symbolischer Gedankenausspruch, Traum-motiv, Institutionen des Rittertums, Rolle der Frauen in den Heldenkämpfen, Danglebigkeit und Riesenleistungen der Helden auch in Speie und Trank u. a. m.). In diesen Nachweisen kommt dem Verfasser seine reiche Belesenheit in der Heldenliteratur vom persischen Epos (Schahname), durch die Chansons de Geste, Kudrun und Parival bis herab zu den modernen Literaturen zugute. Denn auch dem Niederschlag jener Motive in den letzteren widmet der Verfasser seine Aufmerksamkeit. Und dabei verleiht die fortgesetzte Berücksichtigung unserer heimatischen Klassiker (Grün, Nany, Petöfi) den Untersuchungen des reichhaltigen zehnten Kapitels „Literarische und folklorische Parallelen zum Antar-Roman“ (S. 179—264) ihr charakteristisches Gepräge als ungarische akademische Arbeit. Die fleißigen Nachweise der Materialien für diese Themen in der weithin zerstreuten gelehrten Literatur gestalten den in den Anmerkungen aufgespeicherten Apparat zu einer wertvollen Bereicherung der Bibliographie der behandelten Sagenstoffe und -motive, wodurch zugleich Nachprüfung und Weiterführung auf diesen Gebieten angeregt und erleichtert werden.

Bücheranzeigen werden nicht gemacht, um dem Publikum das Lesen der zugrunde liegenden Bücher selbst zu ersparen. Dies möchte ich in bezug auf das schöne Buch Sella's besonders betonen. Das umfangreiche Eingehen auf seinen Inhalt an dieser Stelle wird wohl durch das in unseren Tagen gesteigerte Interesse für Orientalisches in Vergangenheit und Gegenwart als gerechtfertigt erscheinen.